

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

27 (4.4.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. April 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wlb. Brandeler.

N^o. 27.

Der Uebergang über den Rhein.

(Historische Novelle.)

Die Sonne war dem deutschen Vaterlande hinter Wolken verschwunden, und mit banger Sorge blickte man hinauf, irgend eine Lichtstelle am dunkeln Himmel zu entdecken.

Umsonst! man fand Nichts, und weinend kehrte das Auge zur Erde, zur trübten Gegenwart zurück.

Mit jedem Tage wurden die Nachrichten ernster, mit jeder Stunde wuchs die Gefahr.

Wie ein verheerender Strom wälzte es sich von Westen daher, der Damm war durchbrochen und ringsum ergossen sich die Fluthen mit rasender Gewalt über den blühenden vaterländischen Boden.

Berlin wurde genommen und Preußens Hoffnung auf einen einzigen Punkt im Osten concentrirt.

Die Schlacht bei Friedland vernichtete auch diese.

Ueberall verstummt die laute Freude — der Schmerz trat an ihre Stelle.

Nur einzelne Hülfsheer blickten in die Ferne, und sie waren es, welche Muth und Trost den Geborgten zusprachen.

„Ihr waret zu glücklich“ — riefen sie uns zu — zu glücklich, um diese Vorzüge würdigen zu können. Ihr müsset begreifen lernen, daß es auch das entgegengesetzte Gefühl geben konnte. Hoffe aber auf die ewige Gerechtigkeit! sie kann Euch sinken, doch niemals fallen, ganz fallen lassen. Euer augenblicklicher Schmerz macht Euch empfänglich und würdig für die spätere Seeligkeit, welche uns im Schooße der Zukunft der Allgütige lieblich verheißt!“

Und wir vertrauten ihnen und — hofften, — wenn uns die Gegenwart auch zu erdrücken drohte.

Im ganzen Lande waren Franzosen zurückgeblieben, sie sollten uns fortwährend an unsere Demüthigung erinnern.

Die Franzosen sind Menschen wie Andere, es gab gute und böse; solche, die durch freundliche Begegnung der Einwohner ihre eigentliche Bestimmung zu bemänteln suchten, und solche wieder, welche überhaupt alle Sitten und Gebräuche civilisirter Nationen verhöhnten und die menschliche Würde mit Füßen traten.

Die Einquartierungen in den Städten wechselten alle Monate, Vierteljahre oder wie die Kommandanten es bestimmeten.

In Stettin wohnte ein verabschiedeter Stabsoffizier, ein Mann von einigen sechszig Jahren, der unter dem großen Friedrich gedient, in dem Kriege von 1792 aber verwundet und dann seinem Wunsche gemäß entlassen worden war. Als Invalide in seine Vaterstadt zurückkehrend, lebte er still und ruhig im Kreise seiner Familie, bis die Franken über den Rhein in das Herz Deutschlands wie in das der preußischen Staaten drangen und seinen häuslichen Frieden untergruben.

Der Mann war rüchlich und gut, aber er hatte so manche Vorurtheile. Von den Franzosen hatte er nie anders als mit Verachtung gesprochen. In seinen jüngeren Jahren waren Kobach und Krefeld noch in zu frischem Andenken, dann traten die fürchterlichen Septembertage der Revolution vor seine Seele, der Krieg in der Vendée, in Holland und am Rhein vollendeten das Gemälde. Da kam Napoleon,

besiegte die Oestreicher, eroberte Italien, ging nach Aegypten, wurde Konsul und endlich gar Kaiser, konnte die Sennegeachtet aber nicht den Haß des Obersten verzeihen, und wenn Tausende den kleinen Mann zum Riesen erhoben, so blieb er im Herrn von Königs Augen Nichts als ein — Franzose und, da er Korsika sein Helwathland nannte, sogar das nicht einmal ganz.

Die Franzosen kamen nach Stettin und der Oberst schloß sich in sein Zimmer ein und suchte sich durch Masumethungen der Franzosen der für ihn bestimmten Einquartierung zu entziehen.

Zwei Jahre hatte auf diese Weise der Oberst die Fremdländer aus seinem Hause fern gehalten; jetzt waren die wenigen Ersparnisse aus einer bessern Zeit aufgezehrt, Pensionen wurden nicht gezahlt und er befand sich in wahrhafter Noth. Er bot sein Haus sell — Niemand wollte es kaufen, denn ein solches Eigenthum war in der gegenwärtigen Zeit eine Last und kein Gut. Da mußte er sich, so schrecklich es ihm immer war, bequemen, die für ihn ausgeschriebenen Leute bei sich aufzunehmen. Fleisch, Erbsen, Kartoffeln und andere Gemüse wie Brod wurden ihm geliefert, er mußte es bereiten lassen. Die Leute waren still und gut, mit dem zufrieden, was sie erhielten, und die Gattin des Obersten machte diesem seines unnatürlichen Hasses wegen Vorwürfe. Er antwortete nur durch eine ernste Miene und blieb sich in seiner Meinung konsequent.

Er sollte aber fühlen lernen, daß er unrecht thue, Alles gleich zu machen. Die Grenadiere, welche bei ihm einquartirt waren, kamen fort und ihren Platz nahmen Jäger ein.

Waren jene still und verträglich gewesen, so konnte man diesen Nichts zu Danke machen. Sie betrachteten sich wie die Herren des Hauses, und Frau und Tochter des Obersten zitterten vor Angst, wenn sie ihnen nahe kamen.

Acht Tage hatte dies gewährt, der Oberst stampfte zähneknirschend mit dem Fuße auf die Erde, aber noch hielt er an sich, er kannte seine aufwallende Hitze und fürchtete, davon übermannet zu werden, wenn er sich in einen persönlichen Streit einlasse.

Um diese Zeit erhielt der Oberst einen mehrtägigen Besuch von einem früheren Kameraden, einem achtbaren und verdienten Offiziere, der gleich ihm in dieser Zeit allgemeiner Trauer die Uniform ausgezogen hatte. Aber man durfte ihm nur ins Gesicht sehen, um den militärischen Charakter darin zu erkennen.

So wie Jener einige sechszig Jahre alt, erglühete doch das Auge noch in jugendlichem Feuer, und das Offene und Erle seiner Züge mußte unwillkürlich zu launiger Hochachtung, wo nicht zu wahrer Ehrfurcht hinreissen.

Auch er war, wie sein Freund, ein unverzähllicher Feind des französischen Kaisers und der ganzen Nation. Er begriff die Riesengröße des Ersteren, aber er hatte die Mittel, deren er sich für seine Zwecke bediente, und verachtete in dem Helden — den Menschen. Er erkannte die Vorzüge des Franzosen, aber diese vermochten seine zahllosen Mängel nicht aufzuwiegen, und selbst die ganze Nation eine offenbare Schandthat gebilligt hatte, erregte sie nur seinen tiefsten Abscheu.

Dieser Mann groß durch sich selbst, mußte als Opfer einer Kabale fallen, und der Schmerz um das deutsche Vaterland drohte ihn zu verzehren.

Eine Reise führte ihn nach Stettin und hier besuchte er seinen Freund Kenig.

Der Augenblick des Wiedersehens führte sie einander in die Arme.

Junig hielten sie sich umschlungen, und Einer vergaß am Herzen des Andern die peinigende Uruhe der Gegenwart.

„Friedrich! mein Friedrich!“ — rief der Fremde und drückte einen brüderlichen Kuß auf die Lippen des Freundes — „immer noch der Alte, der Rämliche, der mir bei Piemarsenz den tödtlichen Hieb abparierte, und dafür selbst das eigene liebe Haupt —“

„Still, still!“ — unterbrach ihn der Oberst und hielt ihm den Mund zu — „nichts davon! ich that nicht mehr, als was Du — als was Euer Excellenz —“

„Alter!“ — rief der General und machte sich los aus seiner Umarmung — „Alter!“ — schrie er noch einmal so laut, als halte er vor seinem Husarenregimente bei Piemarsenz — „unterstehst Du Dich noch ein Mal, ein einziges Mal — so erkläre ich Dich für einen treulosen, abtrünnigen Freund, für einen — Du verstehst mich! und weißt, daß ich bei ernsthaften Dingen nicht spaße, aber so gewiß Du mir einer der liebsten Menschen auf der Welt bist, ich würde die Aufkündigung Deiner Freundschaft für einen Treubruch, für einen Ehebruch, für eine tödtliche Beleidigung halten und die strengste Genugthuung fordern. — Ueberdies, Bruder!“ — setzte er hinzu und heftete das Auge finster auf den Boden — „ich zehre von einer längst vergangenen Süße und die Erinnerung daran ist bitter, sehr bitter!“ —

Beide schwiegen, Beide fühlten die Schwere des Schicksals.

Erst eine geraume Zeit darauf richtete der General den Kopf wieder in die Höhe, fuhr mit der Hand übers Gesicht, als wolle er fortwischen von seinen Augen das Trauergewölbe der Gegenwart, und fragte des Freundes Hand erfassend: „Wie lebst Du denn, Friedrich? erzähle mir doch aus Deiner Häuslichkeit. Das Herz will Etwas haben an das es sich hält. Unser öffentliches Leben ging mit der Sonne unseres Vaterlandes am politischen Himmel unter, — ein Glück für uns, wenn wir das Glück dahem noch suchen und finden können. Also sprich, Alter! Du warst verheirathet, lebst Deine Frau noch? Ist sie gut und treu? pflegt sie meinen Bruder, wie es ihr zusteht? — und ist sie hübsch und lebenswerth, daß sie ihm Ersatz bietet für verlorenen Rahm?“ —

„Ja, Bruder!“ — erwiderte der Oberst und das Auge erglühete ihm wieder in heiterem Glanze — „hier bin ich glücklich, so glücklich Jemand seyn kann, der — es mit der Ehre nicht eben so genau nimmt. Meine Frau, Bruder! ist ein Engel, ein wahrer Engel! und fünfundzwanzig Jahre jünger als ich, weißt sie doch nur mir ihre Tage und läßt mich in ihrer Nähe so manches andere weniger fühlen.“

„Heil Dir!“ — rief der General — „auch ich bin in dieser Beziehung stolz und zufrieden. Das Schicksal wußte also zu vergelten.“ —

In diesem Augenblick erhob sich in einer andern Stube des Hauses Lärm. Die Männer hochten.

Der General blickte fragend auf den Freund; dieser wurde bloß, das Auge rollte ihm wild im Kopfe, der Körper zitterte heftig und er biß die Zähne aneinander. Eine Minute später öffnete sich die Thür. Frau von Kenig und ihre Tochter traten ein.

Gewiß hatte der Oberst nicht zu viel von seiner Frau gesagt, wenn er sie einen Engel nannte. Dies sanfte blaue Auge, diese Demuth und Duldsamkeit in allen ihren Zügen

und dabei die Anmuth und Würde, welche sich in dem lieblichen Gesichte ausdrückte, — für wahr! alle Physiognomik mußte eitel Blendwerk seyn, wenn diese Zeichen tragen sollten.

Frau von Kenig war etwa fünfunddreißig Jahre alt und des gewiß vielfach erlebten Kammers ungeachtet noch immer hübsch, wo nicht schön.

Agnes, ihre Tochter, gleich ihr so außerordentlich, daß nur der Unterschied der Jahre dazu gehörte, sie nicht zu verwechseln. — Sie war eben siebzehn Jahre gewesen und bezauberte durch eine unvergleichliche Anmuth Alle, die ihr naheten. Fräulein von Kenig gehörte unfehlbar zu den seltenen Schönheiten.

Der General sprang bei dem Eintritt der Damen auf. Man las ihm die Ueberraschung aus dem Gesicht.

Ehrerbietig ging er ihnen entgegen. „Gnädige Frau!“ — sagte er mit ritterlicher Galanterie — „Ihr Gemahl, mein Freund und zwar mein unendlich lieber Freund, hat mir zwar schon gesagt, in Ihnen den Himmel gefunden zu haben, aber er hätte in der That nicht nöthig gehabt, es zu sagen, da ich selbst seit Ihrem Eintritt dorthin versetzt zu sein glaube. Gestatten Sie mir deshalb, in Ihnen meines Freundes guten Engel zu bewillkommen und mir als ein Zeichen Ihres Wohlwollens die schöne Hand zum Kusse zu erlauben.“ —

Der Oberst vergaß für einen Augenblick seinen Groll, der den einquartierten Franzosen galt, und nickte, während der General sprach, beifällig mit dem Kopfe. Die Schmeicheleien seiner Frau drangen wohlthuend in sein altes Herz.

„Mein Herr!“ — erwiderte leicht erröthend Frau von Kenig — „des Vatters Freund ist mir von Herzen willkommen, auch wenn er weniger das Gemälde trockner Wirklichkeit durch den Zauber süßer Worte zu verschönern gesucht.“ —

Sie reichte ihm ihre Hand, — er zog sie still bewundernd an die Lippen, dann aber streichelte er die feishe volle Wange der Jungfrau, sagte wie zu sich selbst: „Ja, bei Gott, ein wahrer Engel!“ — und drückte dann diesen Engel mit jugendlichem Feuer an seine soldatische Brust.

Der Oberst stellte den beiden Frauen nun den General vor und jetzt wußten ihm Beide so viel des Verbunklichen zu sagen, daß es dem großen Helden ganz warm wurde.

Leider wurde die heitere Stimmung der Familie durch einen Lärm im Nebengemach, ähnlich dem früheren, gestört, und der General fragte nun, was das zu bedeuten habe?

Die Oberstin wurde verlegen, der Lärm wuchs aber und nun mußte sie die Wahrheit sagen. Es waren die einquartierten Franzosen, welche anstatt des ihnen nur gellesterten Brodes und Brantweins, Wein und Kuchen verlangten. — Bergewaltig hatte Frau von Kenig ihnen vorgestellt, daß sie außer Stande sei, ihnen zu willfahren, sie schwuren hoch und theuer, Alles zu zerschlagen, was im Zimmer wäre, und sie selbst dazu umzubringen.

Der General sprang mit zornfunkelnden Augen auf.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Sorge nicht, Bruder!“ — rief er Beiden zu — „ich schaffe hier Ruhe, ich verbürge es Euch!“ — und schnell wie der Blitz war er aus der Thüre und stand mitten unter den Jägern, welche eben beschäftigt waren, Stühle und Tische zu zerschlagen und die Stücke aus dem Fenster zu werfen.

„Halt!“ — donnerte er ihnen zu, und wie von einem Zauber getroffen standen alle Juhn, gleich Statuen, gebannt an ihrer Stelle und starrten den Kreis mit seinem Flammenblicke an. — „Ist das Soldatenmüßiggang?“ — fuhr er fort. — „Sind Ihr Männer oder Schandbuben? — Wie heißt Euer Capitän? daß ich ihn rufe zum Zeugen solcher Selbstentwürdigung!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit, du mein Lösungswort.

Von Friedrich Stolze.

Freiheit, du mein Lösungswort
 Bollen Drangs und Schalles!
 Deutschland, du mein Heimathort!
 Du, mein Schwert, der letzte Hort!
 Ihr mein Ein und Alles!
 Rasch das Banner aufgerollt!
 Gräß dich Gott, mein SchwarzRothGold!
 Gräß dich Gott von Herzen!
 Lang' verzogen hat das HELL,
 Wie wir auch geworden.
 Tese Schmach des Volkes Thell,
 Und auf seinem Donnerkeil
 Schien der Herr gestorben.
 Doch der Herr Gott lebet noch,

Und zerbricht des Volkes Joch,
 Denn das Volk ist heilig!
 Gottes Odem, du Orkan
 Unter Schlag und Blitzen,
 Geist von Gott, du rauschst heran,
 Rührst des Volkes Stirnen an
 Mit den Flügelspitzen.
 Bist, mein Volk, von Gott geweiht,
 Für die Freiheit beneidet!
 Denn das Volk ist heilig!
 Anfre Freiheit, rein und ächt,
 Muß uns wieder werden!
 Und das menschliche Geschlecht
 Hat ein unverjährtes Recht

Auf ein Stück auf Erden.
 Frei geboren sind wir, frei!
 Gott will keine Eclaveret,
 Denn das Volk ist heilig!
 Freiheit ist das Lösungswort
 Bollen Drangs und Schalles!
 Deutschland, du mein Heimathort!
 Du, mein Schwert, der letzte Hort!
 Ihr mein Ein und Alles!
 Rasch das Banner aufgerollt!
 Gräß dich Gott, mein SchwarzRothGold!
 Gräß dich Gott von Herzen!

Das neue deutsche Reich.

Das Reich Napoleons war gesunken, von dem Großen nichts geblieben als die Gesezbücher; die künstlich zusammen gehaltenen Staaten fielen auseinander und das schon früher gelbte deutsche Reich sollte wieder zu einem Staate verknüpft werden. Alte Ansprüche und neue Rechte standen schroff gegen einander, jene sollten befriedigt und diese gewahrt werden; der Wortstreit war heftig und endlich etwas zu Stande gebracht, was weder durch die innere Gerechtigkeit seiner Grundlage, noch durch eine geschichtliche Anlehnung haltbare Gewähr trug. Man wußte nicht recht, war es ein Staatenbund oder ein Bundesstaat, und nannte es endlich laut einen Fürstenbund im Gegensatz zum Volk. Die Achtung vor der Gerechtigkeit, welche nie unter den Deutschen ganz vertilgt zu werden vermag, war auch in diesem unvollkommenen Wesen nicht ganz erloschen. Allein es war dem Recht der Weg abgeschnitten; den unabhängigen, auf der Höhe der Volkseutwickelung stehenden, durch altes Herkommen und Besitz besetzten Gerichten, den Hochschulen, wurde das Urtheil untersagt, und in Fällen, wo es eben so ungleich war, ein gerechtes wie ein ungerechtes Urtheil zu fällen, hat man sich lieber ganz seiner Macht begeben, einen Urtheilspruch zu fassen, wenn auch der Kläger sonst keinen Richter hatte, an welchen er sich zu wenden vermochte.

Während eines matten Friedens schleppte sich das so fort; nicht allein die Völker wurden in ihrer Entwicklung gehemmt, auch die kleineren Fürsten wurden mit dem Reiz der Gewalt umzogen, so daß sie nicht frei zu athmen vermochten; die Unzufriedenheit wuchs, der Bund selbst fühlte immer mehr seine Unzweckmäßigkeit und hat sie endlich selbst eingestanden. Nun ist jenes Reiz zerrissen, die Fürsten sind wieder frei und die Stimme des Volks ist mächtig worden. Lassen wir allen kleinen Zwiespalt bei Seite, laßt uns ferner klar seyn im Recht und nicht haben um Kleines, lassen wir allen Groll schwinden und bedenken wir, daß Deutschland seit Segeß durch gegenseitige Mißgunst seine eigene Macht vernichtet hat.

Soll aber ein neues deutsches Reich gebildet werden, so müssen wir uns die Bestandtheile desselben vorstellen. Der jetzige Bund ist aus Gauen zusammengesetzt, welche entweder von solchen Fürsten beherrscht werden, die nur deutsche Lande regieren, oder deren Regenten auch nicht deutschem Gebiete vorgesetzt sind. Hierdurch entsteht der große Mißstand eines zusammengesetzten Reiches, ein getheiltes Interesse des Fürsten für die verschiedenen Lande immer zum Nachtheile des deutschen Vaterlandes, indem, wenn das Außenreich größer ist, die deutschen Provinzen als ein Nebenbing betrachtet, stiefmütterlich behandelt, oder wenn die nichtdeutschen Provinzen kleiner sind, der Bund nothwendig in das Schicksal jener Anhängsel mit hinein gezogen werden muß.

Es scheint also eine nothwendige Bedingung des neuen Reichs, das alles Fremdartige abgestoßen und alles Deutsche fest einverleibt werde.

Ist das Land, welches der Fürst beherrscht, größer als die deutsche Provinz, dann soll diese durch einen besondern unabhängigen Statthalter regiert werden. Mit diesem allein und nicht mit der auswärtigen Regierung, nicht z. B. mit Holland, Dänemark, findet unmittelbare Verbindung des deutschen Reiches statt, nur der Statthalter und die Vertretung der Provinz haben Stimme in deutschen Angelegenheiten. Sind aber umgekehrt die deutschen Provinzen überwiegend, dann würden die angehängten, wie das Großherzogthum Posen, einen unabhängigen Statthalter haben, während die übrigen Provinzen Preußens zum deutschen Reich gehören.

Mit diesen auswärtigen Provinzen kann zwar das deutsche Reich Schutzbündnisse eingehen, aber ihr eigenes Schicksal sollte mit dem des deutschen Reiches sonst in keiner Verbindung stehen, auch keine Truppen jener Provinzen in den Grenzen des deutschen Reiches verwendet werden. Hierdurch wird auch die Freiheit der Reichsfürsten gesichert, und unmöglich gemacht, daß die Gewalt zweier großen Staaten die kleinen unterjocht.

Es soll ein deutsches Parlament, eine Vertretung des Volkes aus dem gesammten Reich eingeführt werden. Dazu müssen nothwendig die einzelnen Staaten wieder in Reichskreise eingetheilt werden; allgemeine Maßregeln, wie Zollsysteme, haben auf verschiedene Gegenden oft entgegengesetzte Wirkungen, und was für den Rhein gut, kann für die Ober nachtheilig seyn; damit sich diese Widersprüche zu gemeinmem Wohl lösen, muß nicht die Seelenzahl allein, sondern es muß die Gegend und ihre Stellung vertreten seyn. Es ist dabei nicht nothwendig, daß die Regierungsform der einzelnen Staaten und Kreise vollkommen übereinstimme, sondern daß nur die allgemeinen Interessen des Vaterlandes gehörig gewahrt seyen, und dadurch eine allmähliche Ausgleichung der Mißstände erzeugt werde.

Die Volksstimme ist überall laut und gehört worden; die Posaune des Gerichts hat durch ganz Deutschland getönt und die Mauern der Gewalt sind gesunken; nun aber gilt es, ruhig zu bauen mit großen, festen Steinen, um kleinliches Flickwerk sich nicht zu bekümmern.

Wach seid, besonnen und nachhaltig, denn ihr habt nichts Unbilliges verlangt; aber stürmt nicht immer unruhig zu. Wenn ihr euch fortwährend ansehet, tadelst und verkleinert, wenn ihr nicht um das dreifarbige einige Banner steht, kann werden die listigen Feinde die Zwietracht nähren, und endlich Jeder meinen, er sei von dem Andern verrathen, da man sich doch nur gegenseitig geschwächt hat. Et....

Warum küssen die Damen so gerne?

Unlängst wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen, warum die Damen so gerne küssen? und es wurden als Ursachen dieser Wirkung der Reihe nach folgende aufgeführt: 1) Weil die Damen überhaupt verliebter Natur sind. — 2) Weil sie's von den Müttern schon in der Wiege lernen. — 3) Weil sie mit mehr Ausdauer, mit mehr Jungfräulichkeit als die Männer lieben; denn sie sehen im Nähpolster, in der Nadelbüchse, im Fingerhute, im Zwirn, ja in jeder Nadel, in jedem Stiche ihren geliebten Gegenstand, während wir Männer auf ernstere Sachen zu denken haben. — 4) Weil jeder Trieb, je öfter man ihn befehdigt, desto mehr ausgebildet wird, um so mehr der Trieb zum Küssen; denn wenn eine Dame ein Mal den Nektar der Lippen ihres Herzersehnten verkostet, so wird sie wonnetrunken und rücht dann gar oft ihre brennenden Lippen zum Kusse dar. — 5) Weil die Damen für das Gute, Schöne und Wahre, kurz für das wahrhafte Höhere empfänglicher sind; Freundschaft und Liebe, und somit auch der Kuß als ein Abbild derselben, sind aber etwas wahrhaft Höheres: folglich auch die Damen für Küsse empfänglicher. — 6) Weil die Damen den Spruch: „Eine Lüge zieht zehn andere nach sich“, von dessen Wahrheit sie aus eigener Erfahrung überzeugt sind, auch auf den Kuß anwenden. Man zählt sie sorgfältig die ersten Küsse, welche sie ihrem Geliebten geben oder von ihm erhalten; kommt es jedoch zu dem zehnten, so erlauben sie sich, wie die Dichter per licentiam poeticam, die Kull weg zu lassen, und sind wieder bei Nr. 1. Dieses wiederholen sie mehrmals, bis sie des Zählens überdrüssig werden, und es erfolgen die Küsse ohne Zahl. — 7) Weil das Küssen der Damen zweite Natur ist, den die Gewohnheit ist die zweite Natur eines Menschen, und die Damen küssen nur aus Gewohnheit. Daß sich dieses wirklich so verhalte, erhellt aus der täglichen Erfahrung; denn wie oft sehen wir nicht Damen, welche vielleicht einige Minuten bevor über einander loszogen, sich bei ihrem Zusammentreffen auf der Gasse küssen, während sich die Männer gegenseitig nur mit dem Worte „servus“ begrüßen. Kann demnach derlei Küssen etwas anderes als die Gewohnheit zu Grunde liegen? — Eadlich erhob sich der Präses der Gesellschaft, erklärte alles bisher Angeführte bloß als eine Hypothese (Unterstellung), stimmte jedoch e consensione plurium (durch Uebereinstimmung mehrerer) der letzten Meinung bei, mit der Behauptung: „Damenküsse seien wirklich nur Gewohnheitsküsse“ und der Klausel: „Männer, trauet den Gewohnheitsküssen nicht!“

Besefruchte und Reflexionen.

Der Dichter Uhland richtete an die Ständerversammlung Württemberg's 1817 folgenden Anruf:

Jetzt wahrer Männer! eure Würde,

Steht auf zum wännlichen Entscheld!

Damit ihr nicht dem Land zur Würde,

Dem Ausland zum Gelächter seid.

Es ist so viel schon unterhandelt,

Es ist gesprochen fort und fort;

Es ist geschrieben und gesandt —

So sprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,

So tretet in das Volk zurück!

Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,

Sei euch ein lohnend stolzes Glück.

Erharret ruhig und bedenket:

Der Freiheit Morgen steigt heraus.

Ein Gott ist's der die Sonne lenket,

Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

Sprüchwörterklatsche.

„Den Sack schlägt man, den Esel meint man.“
Das war einst wo die vollen Säcke auf den Eseln lagen, und die Esel die Säcke tragen mußten; jetzt aber, wo die Esel auf den vollen Säcken liegen, und die Säcke die Esel tragen müssen, jetzt ist's verkehrt.

„Ber's Feuer haben will, muß den Rauch leiden.“
Deshalb dulden unsere Damen alle die rauchenden lebendigen Ofen um sich; allein, die armen Damen täuschen sich, unsere Jünglinge haben nur Rauch, aber kein Feuer, sie können bloß einräuchern, aber nicht zünden!

„Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doctor.“
Wie ist's aber, wenn ein Doctor und ein Esel sich gegenseitig unterrichten? Wird der Doctor früher ein halber Esel, oder der Esel früher ein halber Doctor? (Humorist.)

Herbstlied eines Chinesen.

Wir sind nicht reif!

Das ist das Lieb, das sie gelungen haben
Jahrhunderte lang uns armen Waisenkaaben,
Womit sie uns noch immer beschwichten,
Des Volkes Hoffen immer vernichten,
Den Sinn der Bessern immer bethören
Und unsere Zukunft immer zerstören.

Wir sind nicht reif?

Reif sind wir immer, reif zum Glück auf Erden,
Wir sollen glücklich und besser werden.
Reif sind wir, unsere Leiden zu klagen,
Reif sind wir, unsere Wünsche zu sagen.
Reif sind wir, euch nicht mehr zu ertragen,
Reif, für die Freiheit alles zu wagen.

Hoffman v. Fallersleben.

Maximale Klein.

○ Von einem Gemeindepfleger von D., Oberamts B. kam Zahlung und folgende Erklärung ein: Eine weitere Beförderung kann im Augenblick bei den liberalischen Zeiten nicht stattfinden, denn die Liberalisten sitzen auf dem rechtlichen Bürger, um Alles zu zerstören. Derjenige der zur Gemeindepflege schuldet, daß man von ihm etwas verlangt, ruft nicht die Freiheit aus, und ist liberalisch gesinnt.

○ Sollten nach dem erfreulichen Umschwunge in Deutschland dennoch so viele Orden ausgetheilt werden als seitdem, so machen wir zur Erleichterung den Vorschlag, künftighin Diejenigen anzugeben, welche keine Orden erhalten haben.

○ Die Russen haben einen Theil ihrer Truppen vom Kaukasus weggezogen. Wir schlagen deshalb vor, die Kaukasusarmee durch einige Regimenter in Deutschland entbehrlich gewordener Scheimerathe etc. zu ersetzen. Freund Reutersch könnte das Commando übernehmen, Siegwart Müller und Anast. Hurter assistiren.

○ Bosc o lieferte unter zahlreichen ausgezeichneten Kunststücken auch das des Berwachsels zweier Laubentöpfe, wodurch der Kopf einer lebendigen weißen Taube auf dem Rumpfe der gleichfalls lebenden schwarzen, und so umgekehrt erscheint. Nach der Vorstellung ersuchte ihn ein Bauer, ob er dasselbe Kunststück nicht aus an seiner Frau und deren Schwägerin machen könnte? er wolle gern zahlen was dafür zu entrichten sei.